

Identität im Selbstwiderspruch oder "Die Schizophrenie des Lebens": theoretische und empirische Einwände gegen "postmoderne" Konzeptualisierungsversuche von Identität

Darmstädter, Tim; Mey, Günter

Postprint / Postprint

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Darmstädter, T., & Mey, G. (1998). Identität im Selbstwiderspruch oder "Die Schizophrenie des Lebens": theoretische und empirische Einwände gegen "postmoderne" Konzeptualisierungsversuche von Identität. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 22(4), 65-94. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-4490>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Tim Darmstädter und Günter Mey

Identität im Selbstwiderspruch oder "Die Schizophrenie des Lebens"

Theoretische und empirische Einwände gegen "postmoderne" Konzeptualisierungsversuche von Identität

1. Einleitung

Die Frage nach der Identität gehört mittlerweile zu den sozial- und humanwissenschaftlichen Dauerthemen. Zuweilen mühsam, zuweilen leichtfertig geraten die Klärungsversuche dieses vielgestaltigen, teilweise diffusen, zu allerlei Mißbräuchen einladenden Wortes.

Ausgangs- und Fluchtpunkt aller psychologischen Identitätsdebatten ist ohne Zweifel Erikson. Dessen Vorstellung eines lebenslangen Prozesses der Identitätsentwicklung, der während der Adoleszenz sich zuspitzt zu einer finalen Reifungskrise, in der retrospektiv die Integration aller früheren Identifizierungen und prospektiv die Wahl von Beruf, Familie und Weltanschauung zu leisten sind, ist noch ganz dem Modell einer prosperierenden Gesellschaft, in der jeder seinen Weg finden kann, verhaftet. Doch die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten drei Jahrzehnte ließen die Form des planbaren Lebensweges, wie sie für die 50er-Jahre-Normalbiographie charakteristisch ist, marginal werden. James E. Marcia (1966, 1980) versuchte Eriksons Identitätskonzept einer empirischen Überprüfung zu unterziehen und unterschied vier Identitätszustände (übernommene Identität, Moratorium, erarbeitete Identität und diffuse Identität). Später mußte er feststellen, daß der Anteil der Jugendlichen, die als "diffus" einzustufen waren, derart angestiegen war, daß er diesen Identitätsstatus weiter differenzierte. Marcia (1989) erkannte, daß es unter den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen adäquater sein kann, sich nicht festzulegen, als mit beharrlicher Kraft das einmal Vorgenommene zu verfolgen, und bezeichnete dies als kulturell-adaptive Diffusion. An diesem Befund knüpfen nun neuere Identitätskonzeptionen an, die zum Teil in Anlehnung an Diskussionen um die "Postmoderne" Erikson als veraltet zurückweisen. Hierbei kommt vor allem der Münchner Forschungsgruppe um den Sozialpsychologen Heiner Keupp das Verdienst zu, als eine der wenigen sich empirisch der Frage der Konsequenzen gesellschaftlicher Veränderungen für die Subjekte zugewendet zu haben. Ihre Untersuchungen scheinen die These zu stützen, daß die Individuen heutzutage nicht mehr um das Erreichen klassisch verstandener Identität bemüht sind, sondern eher situativ ihr jeweiliges So-sein pflegen und einsetzen, ohne sich um Brüche, Diskontinuitäten oder Unvereinbarkeiten zu bekümmern. Für diese Form "postmoderner" Identität prägte Keupp (1988) den Begriff der "Patchwork-Identität".

Mit unserem Beitrag möchten wir nun die Probleme und Schwächen eines solchen Identitätsverständnisses herausarbeiten. Dazu sollen zunächst einige Argumente aus der Identitätsdebatte zum Zwecke der Kontrastierung kritisch gegeneinander gestellt und die vielfältigen Bedeutungsebenen des Identitätsbegriffs aufgezeigt werden. In einem weiteren Schritt versuchen wir, mit einer ausführlichen Einzelfalldarstellung eine alternative Lesart vorzustellen, um abschließend eine komplexere Diskussion der

Identitätsthematik zu ermöglichen. Zuspitzungen einzelner Positionen scheinen uns hierbei notwendig, um ihre Differenzen deutlicher bestimmen zu können.

2. Von einer Identität zu vielen Identitäten?

Die Publikationen der Münchner Forschungsgruppe (z.B. Keupp 1988, 1993, 1997; Kraus 1996, Kraus & Mitzscherlich 1995; Straus & Höfer 1997) lassen zwei Lesarten zu, die sich im Grunde konträr zueinander verhalten. Auf der einen Seite wird die Abkehr von Erikson nachdrücklich proklamiert, doch bei näherem Hinsehen bleibt fraglich, worin nun die wesentlichen Revisionen bestehen, die das klassische Identitätskonzept obsolet machen sollen. Auf der anderen Seite wird mit postmodernem Jargon kokettiert, gegen dessen Implikationen sich die Autoren zwar wortreich abgrenzen, ohne aber den Verdacht ganz zerstreuen zu können, mit dem Angedeuteten sei dennoch etwas ernst gemeint.

Die Hauptkritik an Erikson zielt auf dessen Vorstellung eines planbaren Lebenswegs, der während der Adoleszenz gewissermaßen antizipierend herangebildet wird. Eriksons Entwicklungsschematismus hat durchaus etwas Antiquiertes, wenn man ihn wörtlich nimmt. Es fragt sich nur, ob er auf diese Denkschablone reduziert werden kann. Florian Straus und Renate Höfer (1997) schreiben gegen nicht näher benannte Konzepte an, die Identität auf ihr Gelingen reduzierten und von der "Identitätsgleichung vom Typ $A=A$ " (S. 271) ausgingen. Gerade dies kann Erikson nicht unterstellt werden, vertritt er doch eine genetische Entwicklungstheorie, in der lebensgeschichtliche Veränderungen und vielfältigste Störungspotentiale hinreichend thematisiert werden. Die dimensionale Fassung möglicher Ergebnisse stufenspezifischer Entwicklungsaufgaben ließ ja bezüglich der Adoleszenz einigen Spielraum zwischen "gelingender" und "mißlingender" Identität. Nicht zuletzt Siegfried Bernfeld (1923) machte mit seiner Feststellung einer "verlängerten Adoleszenz" schon sehr früh den Einfluß des sozialen und kulturellen Umfelds auf die Entwicklung Jugendlicher kenntlich. Auch Erikson integriert mit seiner Kombination von ichpsychologischer und psychosozialer Sichtweise den Innen- und den Außenaspekt der Identitätsbildung, begreift Identität also keineswegs als individuell-autonomen Prozeß, wie z.B. Keupp (1997, S. 27) dies nahelegt. Seelisches Funktionsniveau und soziale Integration sieht Erikson in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit.

Marcia (1989) nahm mit seiner Ausdifferenzierung von Identitätszuständen Eriksons Begriff der Identitätsdiffusion zunächst zwar das Stigma der Störung, doch standen mit der Kategorisierung verschiedener Diffusionstypen plötzlich prozeßhafte, wie die Entwicklungsdiffusion, an der Seite von statischen, wie der kulturell-adaptiven, und diese wiederum als mehr oder weniger "gesunde" Formen neben einer nun als Störungsdiffusion bezeichneten "kranken".

Durch diese Neugewichtung gleitet der Diffusionsbegriff bei Marcia von einer psychopathologischen in eine soziologische Dimension. Wolfgang Kraus und Beate Mitzscherlich (1995) differenzieren die Diffusionstypen weiter aus und verlängern damit das Problem. Wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse Unverbindlichkeit und Indifferenz nahelegen, ist es dann nicht sinnvoller, sich nicht festzulegen, wird die Frage formuliert, an der sich die Geister scheiden sollen. Dem ist in gewissem Maße sicher zuzustimmen, fraglich jedoch ist, ob ein solcher Mensch als mit einer

Identitätsdiffusion behaftet zu charakterisieren wäre. Nach Marcia — und in Anlehnung auch für Kraus und Mitzscherlich — wäre eine derartige menschliche Reaktion zwar kulturell-adaptiv, gleichwohl diffus. Das über Erikson in diesem Zusammenhang gefällte Urteil, sein Identitätsmodell habe die "Paßform" verloren (Keupp 1997, S. 15), ist allerdings in diesem Punkt nicht stichhaltig. Gerade dessen psychosoziale Verankerung der Identitätsbildung läßt die Schlußfolgerung zu, daß, wenn die gesellschaftlichen Erwartungen einen festen Lebensplan als dysfunktional erscheinen lassen, es dann angemessen ist, eben keinen zu haben. Dies wäre keine Diffusion im Eriksonschen Sinne, sondern eine sozial adäquate Technik gelungener Anpassung.

Findet sich in Marcias Konzept der Diffusion zumindest noch ein Nachhall der einstigen Vorstellung, daß es sich um ein gestörtes Selbstverhältnis handelt, das in einem mißlungenen Weltverhältnis gründet, so haben die Baumarkt-Metaphern von "Bastelbiographien" über "Teilselbste" bis hin zu "Fleckerlteppichen", die im Münchener Arbeitskreis kursieren, jeglichen kritischen Gehalt verloren. Die Widersprüche, in die der einzelne durch die gestiegenen und paradoxen Anforderungen der Außenwelt getrieben wird, bleiben in diesen neueren Modellen außer acht. Der gesellschaftliche Zwang wird positiv gewendet, indem das Individuum in "Teilselbste" aufgesprengt wird, die sich zu einem lockeren manövrierfähigen und anpassungsbereiten Gefüge zusammensetzen sollen. Kurioserweise zitiert Keupp immer wieder Adornos Kritik des Identitätszwangs (1988, S. 427; 1993, S. 244; 1997, S. 34). Daß sich Adorno damit gerade gegen den gesellschaftlichen Druck zum Mitmachen wendet, dem Keupps "Patchwork-Identität" erliegt, und betont, daß es der Identität zugleich bedarf, um sich dem gesellschaftlichen Zwang zu entwinden, sie also nicht abstrakt zu negieren ist (Adorno 1966), läßt Keupp unerwähnt.

Die Widersprüche und Konfliktpotentiale, in die der einzelne gerät, sind in Eriksons dimensionaler Fassung von Identität und Diffusion zumindest erkennbar. Nicht nur von außen, auch von innen wird das Individuum von Ansprüchen bedrängt. So "ist eine allmählich sich anreichernde Ich-Identität das einzige Bollwerk gegen die Anarchie der Triebe wie gegen die Autokratie des Gewissens" (Erikson 1950, S. 112). Dieser innere Bezugspunkt ist wichtig, um die Konfliktdynamik überhaupt als solche verstehen zu können. Was Keupp als "Akkumulation innerer Besitzstände" (1997, S.12) kritisiert, ist ja nichts anderes als der innerpsychische Niederschlag der ersten Beziehungen. Nun folgt die Entwicklung der psychischen Struktur durchaus einem kumulativen Prinzip: früheste Störungen sind weniger ausgleichbar als spätere. Identitätsentwicklung ist denn auch ein lebenslanger Prozeß, der in den ersten Tagen beginnt, und auf jeder Stufe in neuer Weise reaktualisiert und neu integriert wird. Dieser Prozeß vollzieht sich in einem Verhältnis emotional besetzter wechselseitiger Erkennung und Anerkennung. Doch die Kehrseite der Integration verschiedenartigster Erfahrungen, aus der das "Bollwerk" einmal resultieren soll, ist das Wegarbeiten jener Disparitäten, deren Synthetisierung nicht gelingen will. Im Zuge der Verdrängung lagert sich das Nicht-Identische als Fremdes im eigenen Innenleben ab; Identitätsbildung erscheint so als fortschreitende Entfremdung von der eigenen Vergangenheit. Auch wenn die Identität das Individuum erst konstituiert, indem sie sich an der Vermittlung innerer und äußerer Ansprüche aufrichtet, ist in das gestärkte Ich zugleich ein fundamentaler Bruch eingeschrieben: Synthetisierungs- und Verdrängungsfunktionen wirken gleichermaßen im Unbewußten der als "totalitär kontrollierend" verkannten Instanz.

Der Grad des "Gelingens" der Integration zeitigt die Konflikträchtigkeit heraufziehender Auseinandersetzungen mit der Welt. Die erworbene psychische Struktur steht in Krisensituationen immer wieder auf dem Prüfstand. Die Adoleszenz mit ihren starken körperlich-hormonellen Veränderungen und der gleichzeitigen Aufgabe, sich in der sozialen Welt selbst zu verankern, was mit einer Lösung aus dem unmittelbaren Familienzusammenhang und der Verabschiedung alter Gewißheiten einhergeht, stellt oftmals eine solche Krisensituation dar. Obwohl Erikson das Konfliktpotential der Adoleszenz herausstellt, bricht sich bei ihm schließlich ein harmonistischer Finalismus Bahn. Dies kennzeichnet die Problematik von Einheitskonzepten überhaupt. Nicht umsonst fehlt bei Freud eine einheitsstiftende Instanz: das seelische Geschehen ist ihm ein hochgradig konfliktuöser Prozeß, der nie zum Stillstand kommt. Erikson faßt die Adoleszenz als letzte Reifungskrise, bevor das Individuum seinen Platz in der Gesellschaft einnimmt. Insoweit verengt er deren Konflikte in ichpsychologischer Perspektive auf die Frage der Anpassungsfähigkeit des einzelnen.

Besser als Erikson gelingt es Mario Erdheim (1984), die Sprengkraft der Adoleszenz zu erfassen, ohne diese Phase auf die Organisierung des Ichs zu reduzieren. Zerrissenheit und Ambivalenz charakterisieren den Zustand zwischen den von innen andrängenden Triebansprüchen und Größenphantasien und den Disziplinierungs- und Normierungsversuchen der Gesellschaft. Die auftretenden Widersprüche sind in der Regel nicht zu beseitigen, sondern mit Hilfe integrativer Strategien einzudämmen und ertragbar zu machen. Für Erdheim ist Ich-Stärke, die sich an der Herausbildung eines Ich-Ideals bemißt, und nicht die Multiplizierung von Ichanteilen das Ergebnis einer gelungenen Adoleszenz. In einem späteren Aufsatz ruft Erdheim (1993) Freuds Theorie der Nachträglichkeit in Erinnerung. Aufgrund der zweiphasigen Sexualentwicklung des Menschen kommt es in der Pubertät zur Wiederbelebung aller kindlichen Konflikte und Identifikationen, nicht als bloße Wiederholung, sondern als verändertes Verständnis der früheren Erlebnisse. In seinem Aufsatz "Über Deckerinnerungen" erwägt Freud (1899), ob Erinnerungen nicht überhaupt, anstatt aus dem Gedächtnis aufzutauchen, spätere Neubildungen sind. In diesem Sinne könnten auch die Syntheseleistungen des Ichs als beständige Neudefinitionen der eigenen Geschichte aufgefaßt werden. In einem solchen dynamischen Prozeß kommt es entscheidend darauf an, inwieweit der einzelne in der Lage ist, Ambivalenzen zu ertragen oder sich gezwungen sieht, unlustvolle Erfahrungen und Erinnerungen aus dem bewußten Erleben verdrängend auszuschließen. Der Begriff der Ambivalenz aber erfordert die Perspektive einer in sich widersprüchlichen Totalität.

Identität besitzt laut Erikson einen doppelten Bezugspunkt: einen inneren, der das Gefühl des Sich-selbst-gleich-Seins und die Akte der Ich-Synthese umfaßt, und einen äußeren, der die Bindung an Gruppen, deren Identitäten und Charakterzüge herstellt. Gerade der äußere Bezugspunkt wird aufgrund gravierender gesellschaftlicher Veränderungen als prekär angesehen. Die Lebensverhältnisse und Milieus folgen nicht mehr einer traditionell eingespielten Logik, verlässliche Lebenswegeschemata gehören der Vergangenheit an. Doch es ist verkürzt, von der Beckschen These der Individualisierungs- und Flexibilisierungstendenzen in der Gesellschaft (Beck 1986) direkt auf die menschliche Psyche zurückzuschließen. Vielmehr müßte aufgezeigt werden, wie die inneren Bezugspunkte der Identität, die sich an den primären Sozialisationsinstanzen, also im wesentlichen in der Eltern-Kind-Beziehung, herausbilden, die behauptete Veränderung erfahren.

Jürgen Straub (1991) insistiert in seiner gründlichen Kritik gegenwärtiger Identitätsdebatten auf der Unterscheidung von formal-struktureller und qualitativ-inhaltlicher Bestimmung des Identitätsbegriffs, die Eriksons Modell auszeichnet. In formal-struktureller Hinsicht geht es um Kohärenz, Kontinuität und Autonomie, Integrations- und Separationsleistungen des Ichs, die die Möglichkeit von Identität überhaupt erst begründen. Das Gefühl des Sich-selbst-gleich-Seins in lebensgeschichtlicher Perspektive wie in unterschiedlichen Lebenszusammenhängen, und zwar in tiefenpsychologischer Dimension, bildet die Basis für die inhaltliche Frage, was für ein Mensch ich sein will. Erst auf der qualitativen Ebene geht es um Rollen, Berufsbilder, Werthaltungen etc., die selbstverständlich divergieren können, ohne daß gleich die Identität bedroht ist. Eben diese qualitative Ebene ist aber das bevorzugte Argumentationsfeld der Münchner Sozialpsychologen, die formaltheoretische scheint nur mehr ein akzidentiell Problem zu sein. Das Argument, ohne Kohärenz sei selbst eine "Patchwork-Identität" nicht zu haben, wirkt wie ein nachgeschobenes Zugeständnis. So sprechen auch Straus und Höfer (1997) mehr von Identitätsperspektive, Identitätsmanagement, Identitätsprojekten und Identitätsarbeit, als daß sie der Frage nachgingen, wie sich der Druck des krisenhaften gesellschaftlichen Normalzustandes in innere Konfliktdynamik übersetzt. Dieser an kognitivistische Selbstkonzeptmodelle erinnernde Ansatz verwandelt selbst die Begriffe Kohärenz und Kontinuität in äußerliche Kategorien. Als bloße Verhaltensmuster werden sie aus ihrem psychisch strukturellen Zusammenhang gelöst und zu Möglichkeiten unter vielen reduziert. Nun ist es nur noch ein kleiner Schritt dahin, verschiedene Tätigkeiten in unterschiedlichen Lebensbereichen zu "Teilidentitäten" gerinnen zu lassen, die dann nicht mehr zu einer einzigen zusammengefügt werden, sondern sich zu "multiplen Identitäten" versammeln sollen.

Damit beginnt die Koketterie mit der "Postmoderne", die jegliches Totalitätsdenken unter Generalverdacht stellt. Es wird als angemessen angesehen, viele Identitäten zu haben, wobei einerseits bewußt auf die pathologische Form der "Multiplen Persönlichkeit" angespielt wird, der Identitätsbegriff andererseits aber derart reduziert ist, daß man sich fragt, was er überhaupt noch aussagen soll. Die proklamierten unabhängigen "Teilselbste" können nun ernsthaft nur im Sinne von Selbstwahrnehmung oder Rollenübernahme behauptet werden, sonst landete man auf der Ebene schwerer Persönlichkeitsstörungen. Doch führt auch jene Perspektive über Erikson nicht hinaus, spricht dieser doch von Ganzheit als einem "Zusammentreten von — gegebenenfalls ganz verschiedenartigen — Teilen, die zu fruchtbarer Verbindung und Organisation gelangen" (1956, 168). Auch Eriksons Identität ist also — gegebenenfalls — eine "Patchwork-Identität".

Mit Keupps halbiertem Identitätsbegriff und dem letztlich soziologischen Rückschluß von der Beschaffenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse auf eine veränderte Auseinandersetzungsform mit ihnen bleibt nicht nur die psychische Tiefendimension der Akteure außer acht, es geht auch deren je individueller Erfahrungshorizont verloren. Gerade die individuelle Geschichte ist aber im Hinblick auf die Verarbeitungs- und Herstellungsweisen gegenwärtiger gesellschaftlicher Verhältnisse von Bedeutung.

Nach unserer Auffassung können die Verkürzungen der Identitätsdiskussion nur überwunden werden, wenn der Blick auf das Individuum und seine lebensgeschichtlichen Bedingungen und Erfahrungen gerichtet wird. Empirisch

erscheint uns hierbei eine dynamisch-biographische Deutung von Interviewmaterial notwendig, um ein Konstrukt wie das der Identität angemessen erfassen zu können. Eine ausführliche Fallrekonstruktion soll dazu dienen, dies im folgenden zu verdeutlichen. Hierin werden die verschiedenen Ebenen der Erinnerung, der Selbstdarstellung und der Selbstkonstruktion untersucht und zueinander in Beziehung gesetzt. Dabei soll die zentrale Bedeutung von Konflikten und den vielfältigen Schichten ihres Verarbeitungsprozesses für die Identitätsbildung, oder besser das Ringen um Identität, sichtbar werden. Wie Straus und Höfer (1997, S. 297) richtig bemerken, fördert die Interviewsituation selber schon "kohärente Identifikationsfigurationen" in den Lebensberichten der Interviewten. Darum haben wir den am wenigsten eindeutigen Fall einer Identitätskonstruktion ausgewählt, die durchaus auch für eine "postmoderne" Interpretation reklamiert werden könnte. Um zu zeigen, wie eine allem Anschein nach nicht kohärente Selbstdarstellung dennoch als Identitätssuche gelesen werden kann, mußten wir unsere Fallgeschichte ausführlicher gestalten.

Das Interviewmaterial entstammt zwei aufeinanderfolgenden Projekten zu "Adoleszenz in der Moderne" am Fachbereich Entwicklungspsychologie der TU Berlin. Die zweimal im Abstand von zwei Jahren interviewten Jugendlichen waren zwischen 16 und 20 Jahre alt. Die zwei- bis vierstündigen Interviews waren als Kombination von "narrativem" (Schütze 1983) und "problemzentriertem Interview" (Witzel 1985) konzipiert. Die Auswertung erfolgte mit einer Verknüpfung der "Methode des zirkulären Dekonstruierens" (Jaeggi, Fass & Mruck 1998) und Elementen der "Grounded Theory" (Glaser & Straus 1967). Die Interpretationsergebnisse wurden in einer Auswertungsgruppe konsensuell validiert (vgl. Mruck & Mey 1998).

3. Johannes

3.1 Biographische Entwicklung

Johannes ist zum Zeitpunkt des zweiten Interviews achtzehn Jahre alt und besucht ein Gymnasium. Er wohnt mit seinen Eltern und zeitweise seinem älteren Bruder in einer Plattenbausiedlung in Ostberlin. Die Eltern waren in der DDR Lehrer, nun sind sie arbeitslos, zuweilen im Rahmen von ABM-Stellen beschäftigt. Johannes spielt Gitarre in einer Punkrockband, die mittlerweile auf zahlreiche Auftritte, auch in größeren Clubs, zurückblicken kann.

Im ersten Interview sieht er sich selbst als Außenseiter, als jemand, der mehr nachdenkt als die meisten und dadurch einen Hang zum Unglücklichsein entwickelt. Im Alter von 15, 16 Jahren erlebt er seine "wilde Zeit": Sein Bruder machte ihn mit Musik vertraut, die seine damaligen Mitschüler noch nicht hörten. Die Grunge-Band Nirvana repräsentierte einen Stil, der die aggressive Rhythmik und reduzierte Melodik des Punk mit einer depressiven Grundstimmung unterlegte. Mit diesen neuen Idolen betrachtete sich Johannes als etwas Besonderes, da er sich von seinem Umfeld abhob, zugleich aber empfand er dies als Entfremdung von seinen Mitschülern. Als die anderen seinem Geschmack folgten, beklagt er den Verlust seines hervorgehobenen Status'.

Zur selben Zeit beginnt er mit einem Mitschüler, Haschisch zu rauchen. Auch hier fühlt er sich wieder als Vorreiter, ohne daß er als "Anführer" eine Clique um sich sammelte. Er genießt vielmehr die neu entstandenen Möglichkeiten, über sich zu verfügen, und

schwärmt von Parties, dem Kennenlernen neuer Leute und dem erwachenden Interesse am anderen Geschlecht: "Irgendwo möcht=ick det auskosten, solange bis ich nich' mehr kann, äh vom Leben her und dann is' der Zeitpunkt erreicht, wo ick sagen kann, so jetzt is' vorbei, aber solange möcht=ick det leben." In dem Bericht über einen Abend, an dem er mit einem Freund zusammen neun Joints raucht, schwingt unübersehbarer Stolz mit. Als er allerdings merkt, daß der Drogenkonsum seine Schulleistungen sehr negativ beeinflußt, beschränkt er ihn auf das Wochenende.

Seine Gemütslage und die seiner Freunde beschreibt er als "Scheißegalgefühl". Die dominante Vorstellung ist, sich wie Kurt Cobain (der ehemalige Sänger von Nirvana), Jim Morrison (der Sänger der Doors) oder Janis Joplin mit 27 Jahren das Leben zu nehmen. Vorherrschend sind starke Stimmungsschwankungen von euphorisch bis depressiv-suizidär, zuweilen vermischen sie sich: "Sich dabei sogar noch gut zu fühlen, wenn man scheiße drauf is'". Mehrfach taucht das Bild auf, von Hochhäusern oder Türmen zu springen. Die Koketterie mit dem Selbstmord erscheint als Antwort auf die als spießig und langweilig empfundene Welt der Erwachsenen.

Die einzige Chance, ihr zu entkommen, ist, professioneller Rockmusiker zu werden, obwohl Johannes die Professionalisierung zugleich wieder im Lichte von Berufsarbeit betrachtet, was für ihn gleichbedeutend mit der Monotonie des Erwachsenenlebens ist: "Ja leben mit der Musik, det find=ick total schau, hätt=ick och nie jedacht ... weil ick fand immer schau, so Bands und so, auf Tour und so, muß'n geilet Leben sein, obwohl=ick det wirklich, falls wir irgendwann mal'n Plattenvertrag kriegen sollten oder so, ick gloobe, ick werde det hassen, auf Tour zu gehen, weil man da jeden Abend immer irgendwo dieselben Lieder spielen muß." Sein permanentes Hin- und Herschwanken läßt auf eine grundlegende Ambivalenz schließen, die sich aus der Gleichzeitigkeit von aufbegehrenden und Halt suchenden Bestrebungen, von hedonistischen und realistischen Anteilen speist. Im ersten Interview stehen sie noch unvermittelt nebeneinander, obwohl schon dort eine normalisierende Tendenz sich andeutet: "Ick merke langsam, wie ich gar nich' mehr det Bedürfnis habe, anders zu sein." Ein wichtiger Anteil der Ambivalenz scheint die Angst vor Kontrollverlust zu sein. Als schlimmstes Erlebnis, das er je hatte, beschreibt Johannes im ersten Interview eine okkulte Sitzung, in der das Gläserücken scheinbar funktionierte. Voller Schrecken wandte er sich daraufhin von diesen Dingen ab.

Beim zweiten Interview hat Johannes eine feste, eineinhalbjährige Beziehung zu einer jungen Frau, die ihn mit Beharrlichkeit eroberte. Dieser Erfahrung schreibt er das Zurückgehen seines "Scheißegalgefühls" zu. Jedoch sagt er: "Ick bin halt so'ne Person, die zwar glücklich is', aber innerlich halt lieber vielleicht nich' glücklich wär'". Hierin klingt eine Abwendung von der Gegenwart an, die Fixierung auf einen rückwärtsgewandten Blick. "Ick lebe so jerne in diesen Erinnerungen", klagt er oft und drückt damit eine melancholische Grundhaltung aus. Johannes scheint gefangen zu sein in diesen Erinnerungen an die ihn aufwühlende, ereignisreiche Zeit. Er stilisiert die Vergangenheit als das Schönere und Bessere und dementsprechend bedeutet Entwicklung für ihn, unglücklicher zu werden. Allerdings verlieren nun die Selbstmordphantasien auf Grund der Scheu, andere mit der Verwirklichung eines solchen Schrittes zu verletzen, an Virulenz.

Das Verhältnis zu seiner Familie hat in den beiden Interviews einen unterschiedlichen Stellenwert. Mit sechzehn Jahren, im ersten Gespräch, bezeichnet Johannes seinen

Bruder als wichtigste Bezugsperson, ja er spricht von ihm als seinem Idol. Der Vater ist für ihn das Negativbild des biertrinkenden, tv-glitzenden Spießers. So wie er will er auf keinen Fall werden. Mit der Mutter unterhält er sich wenigstens ab und zu, wenn auch nicht über besonders tiefgehende Dinge. Er bezeichnet sich einerseits von seinen Eltern als separiert ("Die machen ihr Ding, ich mache mein Ding"), andererseits legt er Wert auf ein gutes Zusammenleben und geht nicht ohne Rücksprache zum Friseur.

Im zweiten Interview wandelt sich das Familienbild vor allem durch die unkontrollierte Drogensucht des Bruders, der phasenweise "ausklinkte" und dann maßlose Ansprüche an Johannes stellte. Johannes wendet sich von seinem früheren Idol ab, bis hin zur Verleugnung: "Ich habe keinen Bruder mehr". Dies läßt ihn näher an seine Eltern heranrücken. Johannes entdeckt nun in Gesprächen mit seinem Vater, daß dieser in seiner Jugend ähnliche Gedanken hatte wie er selbst, wodurch er den Vater etwas besser akzeptieren kann. Auch offenbart er nun, daß seine Mutter eine Quartalstrinkerin war, die erst seit drei Jahren ihrer Sucht standhalten kann. Wegen der Alkoholsucht der Mutter sei es früher zu häufigen Streitereien zwischen den Eltern gekommen.

Trotz der Entwicklung festerer Bindungen nimmt Johannes das Leben nicht ernst. Er macht sich lustig über Dinge, die andere erschrecken und nennt sie "billige Komödie" oder "Die Schizophrenie des Lebens". Johannes schildert eine Episode, die in einer Kneipe spielt:

"Fröhliche Runde is', sitzen so Leute beieinander und du setzt dich woanders hin und schreibst erst mal schnell 'n Gedicht. Hm, sitz=te da, du denkst drüber nach - also 'n Text, also ick schreib ja Gedichte, aber eben keine richtigen Gedichte mit Reimform, Reimschema oder so, sondern halt, äh ja Texte, he he (LACHT), über dat, wat ick fühle, und * na ja, denn kommt jemand hin und is' halt fröhlich und so: 'HEY, wat machst'n du hier alleine?', sowat haß=ick absolut, na is' egal, setzt sich neben mir und: 'EY, wat hast'n da geschrieben? Zeig mal her!' - lesen'se sich durch und sind erstma voll fertich. Un' denn: 'Du bist selbst schuld, hätt'ste nich' lesen brauchen.' Na ja, und dann kommen die anderen, denn: 'HEY, wat is' los mit euch zweien?', so ungefähr so. Das is' dann wieder so'n Kreis, und dann sitzen=se alle fertich da, und du bist der einzige, der rausgeht und sich erstma' darüber totlacht, wie die alle so dämlich sein können, und det für ernst nehmen können, oder// NICH für ernst is' ja blöde - aber einfach ma' nen Kopf drüber machen * det is' halt blöd, wiss=ick=nich', na ja, so iss=et."

Das Lachen darüber, daß die anderen die eigenen Gedanken wörtlich nahmen, erscheint hier als Mittel der emotionalen Distanzierung. Johannes zieht emotional nahegehende Begebenheiten ins Lächerliche und entledigt sich damit ihrer affektiven Bedeutung. Indem er sie "Schizophrenie des Lebens" nennt, verwandelt er sie von Gegenständen der Erfahrung zu Gegenständen der Betrachtung. Dadurch erhalten sie einen mehr fiktionalen als wirklich durchlebten Charakter. Johannes wird damit weniger zum Akteur als vielmehr zum Betrachter seines Lebens und seiner Geschichte. Das Leben, die eigenen Gefühle, die er im Schreiben zum Ausdruck gebracht hat, werden nichtig.

Johannes entwickelt auch im zweiten Interview keine konkrete Vorstellung davon, wie sein späteres Leben aussehen soll. Die Suizidphantasie ist zwar in den Hintergrund getreten, das frühere Vorhaben, Rockstar zu werden, sieht er nun realistischer, aber an

deren Stelle tritt eine große Leere, jenseits derer nur das Altsein liegt, vor dem Johannes einen Ekel empfindet, und der Tod. Hierin deutet sich auch sein Gefühl völliger Unterworfenheit unter naturgesetzliche Abläufe an. Johannes hält beharrlich an der Vorstellung fest, daß er unausweichlich ein Spießer werde wie sein Vater. Als Grund dafür gibt er einen Selbsterhaltungstrieb an, es nicht ertragen zu können, als Außenseiter, "wie ein Steppenwolf", zu leben. Auffällig ist auch sein häufig biologistisches Verständnis von Wirkungszusammenhängen. Z.B. sagt er: "Das ist genetisch", wenn er auf ähnliche Verhaltensweisen in der Familie eingeht. Die völlige Vorstellungslosigkeit hinsichtlich eigener Gestaltungsmöglichkeiten der Zukunft steht in deutlichem Gegensatz zu der Phantasietätigkeit, wenn es um die Produktion von Geschichten geht, die auf seiner "Lebensbühne" spielen. Die Perspektive, "auf eigenen Beinen" zu stehen, selbst Geld zu verdienen, was ihm eine Trennung von den Eltern ermöglichen würde, empfindet er als "Horror". Er ist froh, noch zur Schule gehen zu können, von einem möglichen Studium spricht er nur als von "ein paar Wartesemestern".

3.2 Eine biographisch-dynamische Lesart ausgewählter Interviewpassagen

Im folgenden möchten wir uns Johannes' Schilderungen unter einer Perspektive nähern, die dynamische Aspekte, Ambivalenzen und Widersprüche fokussiert. Unsere Aufmerksamkeit gilt dabei weniger der von ihm skizzierten manifesten Geschichte als vielmehr den bewußten oder unbewußten Strategien seiner Selbstkonstruktion. Es wird der Versuch unternommen, einerseits sein Interview- und Erzählverhalten zu interpretieren, andererseits zunächst dunkel und unverständlich erscheinende Beschreibungen zu deuten und damit einen Zugang zu einem möglichen tieferliegenden Sinn von Johannes' Erzählungen zu finden.

Zunächst fällt seine Art zu reden auf. Er erzählt nicht seine *Geschichte*, sondern *Geschichten* mit heftigem Erlebnischarakter: Parties, Drogen, der Bruder in der "Gosse", die absolute Liebe usw. Im ersten Interview wirken sie äußerst selbstbezogen. Johannes kommt erst nach fast einer halben Stunde auf andere Personen zu sprechen. Zum zweiten Interview kommt er mit einem vorgefertigten Konzept dessen, was er erzählen will, so daß die Eingangsfrage nur eine kurze Irritation in ihm auslöst und er sie dann ignoriert. Überhaupt scheinen ihm Fragen, wenn er sie nicht gänzlich unbeantwortet läßt, nur als Stichwortgeber zu dienen; er unterbricht die Interviewer immer wieder. Beginnt er eine neue Geschichte, so geht er nicht den direkten Weg, sondern schiebt zunächst eine andere Geschichte ein. Gibt er sich selbst ein Stichwort, beeilt er sich zu sagen, daß er das später wieder aufgreifen wird.

In seiner Redensart, so ziemlich alles, was er erlebt hat, "total krass" zu finden, spiegelt sich ein Hang zur Übertreibung und Selbststilisierung. Während die Übertreibung dazu dienen mag, unterschiedlichsten Erlebnissen eine emotionale Tragweite zu verleihen, die sie vielleicht gar nicht immer besitzen, verfügt Johannes zugleich über verschiedene Verhinderungsstrategien, wenn man versucht, Genaueres von ihm in Erfahrung zu bringen. Diese Abwehrstrategien sollen nun anhand zweier Textstellen aus dem zweiten Interview untersucht werden, um hernach seine Selbstkonstruktion besser verstehen zu können.

In der ersten Stelle wird Johannes mit dem Thema Erwachsenwerden konfrontiert. Es geht um die Bedeutung des achtzehnten Geburtstags als Übergang zur Volljährigkeit. Die Fragerichtung zielt auf eine mögliche positive Bewertung von Selbständigkeit und Anerkennung als eigenverantwortliches Mitglied der Gesellschaft und der Familie. Johannes bestreitet zunächst, daß das Alter für ihn eine Bedeutung hat. Im konkreten Zusammenhang des achtzehnten Geburtstages kann dies durchaus so gedeutet werden, daß die Freiheiten, die Johannes schon vorher genoß (z.B. abends weggehen zu dürfen), dazu führten, daß der achtzehnte Geburtstag nicht zum erhenteten Datum der Befreiung von der Vormundschaft der Eltern wurde. An dieser Stelle sagt er jedoch grundsätzlicher: "n Alter hat für mich irgendwie keene Bedeutung". Das scheint im Widerspruch zu stehen zu der sonst geäußerten Angst, älter zu werden, ja geradezu der Verweigerung, sich mit diesem Thema zu befassen. Nach dieser generellen Absage bietet Johannes dann doch eine für ihn bedeutungsvolle Veränderung an. Um seine Umgangsweise mit einem ihm offenbar unangenehmen Gegenstand zu verdeutlichen, zitieren wir die Textstelle in voller Länge:

J.: nee, det einzige, wat ick blöd finde, is' halt diese diese Gewalt, die Verfügungsgewalt, die man jetzt hat irgendwie, von wegen äh unterschreiben und so 'ne Sachen halt oder Bankgeschäfte oder irgend sowat, man steht irgendwie uff eigenen Füßen und * weeiß ick nich', find's allet wie jesagt bißchen doof, aber ick hab keen Bock, mich damit rumzuärgern

I1: es gefällt dir nicht, auf eigenen Füßen zu stehen?

J.: also, es ist jetzt nicht so wie, daß ick mich an meine Familie binde, die mir immer hilft oder so, so is' det ja nich' jewesen, weil ick hab' ja och keene krasse Bindung, wie ick hier erzählt hatte, aber det is' halt so, hm, daß ick einfach absolut nich' den Bock dazu habe, einfach irgendwie det selbst in die Hand zu nehmen, dazu fühl' ick mich einfach noch, na ja, zu jung, zu jung stimmt nicht, aber, zu wenig erfahren is' och blöd, einfach mal — ja, jetzt muß ick's so stehnlasse, einfach mal nich' erfahren genug oder so, weil 'et kommt so von eem Tag zum andern also, det is wirklich so, von een Tag auf'n andern kriegste dann halt 'n Schreiben ins Haus, ja woll'n Sie halt ihr Konto da verlängern lassen oder

I1: #hm#

J.: zu dem und dem Zinssatz oder so ja, unterschreiben Sie hier, so'n janz großet rotet Schild, unterschreiben Sie hier, unterschreiben Sie dort, und so, nee, det find' ick eigentlich ziemlich doof, wenn man unterschreibt und unterschreibt und unterschreibt aber äh, wofür man nun genau unterschreibt, det weeiß man noch nich', weil du kannst dir det zwar durchlesen, aber so Sachen wie Versicherung und sowat is' dann echt ätzend, weeiß ick nich'

Das einzig Erwähnenswerte, das sich für Johannes mit seinem Volljährigkeitsdatum verändert, scheint negativ konnotiert zu sein. Er empfindet es als eine "Gewalt", die auf ihn übergeht und schwächt diesen Begriff erst im nachhinein ab zur "Verfügungsgewalt". Das Leben faßt er lieber als fließenden Prozeß auf, in dem sich die Dinge wie von selbst ergeben. Daß er jetzt über sich selbst Verfügungsgewalt verliehen

bekommt, also als selbstverantwortlich betrachtet wird, ist ihm unangenehm. Es erscheint ihm geradezu als eine gewaltsame Durchbrechung einer Entwicklung, die er sich als stufenlose wünscht. Was Johannes daran als Gewalt empfindet, ist vielleicht auch der Einbruch der Realität selbständigen Handelns-Müssens in die kindliche Vorstellung, daß für einen gesorgt wird. Mit dem Brief von der Bank wird von außen an das Volljährigkeitsdatum eine Bedeutung herangetragen, die Johannes subjektiv von sich weist. Doch fühlt er sich gezwungen, sich irgendwie verhalten zu müssen, wo er doch den Wunsch hegt, daß alles so weiter gehen möge wie bisher. Dies deutet auf eine Tabuisierung von Gegenwart und Zukunft hin, die als Alltagsstrategie der Abwehr eingesetzt wird.

Nach der allgemeinen Verfügungsgewalt und dem Unbehagen, auf eigenen Füßen zu stehen, kommt Johannes auf Bankgeschäfte und seine Unterschriftsvollmacht zu sprechen. Dies wirkt in seiner Konkretisierung als Verharmlosung des im Raume stehenden gewichtigen Thema des Erwachsenwerdens. Nachdem er versichert, daß er sich nicht hinter seinen Eltern verstecken will und nach Ausflüchten sucht, warum er mit einem Brief von der Bank nicht fertig zu werden glaubt, transformiert er die Bankgeschichte ins Phantastische. Er steigert die Episode zu einer surrealen Filmszene, in der er immer wieder, zum Teil mit Hilfe eines großen roten Schildes, aufgefordert wird zu unterschreiben.

Die Wendung der Bankgeschichte ins Phantastische, ins Literarisch-Filmische ist ein typisches Merkmal von Johannes' Selbstkonzeptualisierung. Begebenheiten werden plötzlich in einem literarischen Ton erzählt, der Erzähler stilisiert sein eigenes Leben und verleibt es damit einem selbstgestalteten "Kunstwerk" ein. Bereits die Konkretisierung durch die Bankgeschichte erscheint als eine Ablenkung, weg von der bedeutsamen Auseinandersetzung damit, was es eigentlich heißt, erwachsen zu werden und sich mit dem Anspruch, sich aus dem geschützten Raum der Familie hinausbewegen zu müssen, konfrontiert zu sehen. Die Literarisierung ist eine weitere Ablenkung. Der Rest des Realitätskerns der Geschichte wird transformiert in eine traumähnliche, lustige, überspannte, fiktionale Episode.

Die Literarisierung eigener Erfahrungen und Erlebnisweisen ist kein isoliertes Phänomen. Sie steht vielmehr in Zusammenhang mit seiner künstlerischen Praxis. Dazu gehört nicht nur das Musizieren, sondern vor allem das Verfassen von Texten, in denen Johannes seine Gedanken zum Ausdruck bringt und mit literarischen Formen experimentiert. Die oben bereits geschilderte Kneipenepisode zeigte schon, wie Johannes sein Schreiben dazu benutzt, sich von den zum Ausdruck gebrachten Stimmungen zu distanzieren. Hier zeigt sich, daß die Umsetzung seiner Gedanken in literarische Texte vor seiner biographischen Erzählung nicht halt macht. In diesem Sinne können auch die Verharmlosungsschritte der Bankgeschichte als Etappen der emotionalen Distanzierung verstanden werden.

Die Entrealisierungstendenz, die sich in der Ausdehnung der Fiktionalisierung auf das eigene Leben spiegelt, wird auch in Johannes' Reaktion auf die Resümeefrage, wie ein über ihn zu drehender Film aussehen sollte, deutlich: In seinem Einfall, der Film müsse Schwarzweiß sein, kehren Künstlichkeit und die Einbettung des eigenen Lebens in eine Kunstform wieder. Der Schwarzweiß-Film markiert die Distanz zur Wirklichkeit, weil sein Eindruck durch einen abstrakten Vorgang erst in farbige Realität rückübersetzt

werden muß: "Ick liebe det halt so Schwarzweiß, weil det, äh, det bringt so'n bißchen die Realität weg irgendwie".

Wir möchten uns nun einer Stelle zuwenden, an der die Mechanismen der Verharmlosung, Konkretisierung und Ablenkung nicht mehr funktionieren, an der Johannes' üblicher Redefluß ins Stocken gerät, er stottert, unzusammenhängende und auf den ersten Blick unverständliche Satzfragmente aneinanderreihet und seine Selbststilisierung plötzlich verschwindet.

Ausgangspunkt ist das Thema Beziehung zu den Freundinnen der Vergangenheit und sexuelle Erlebnisse. Das Gespräch kreist um "Masken", die er und seine Altersgenossen damals auf gehabt hätten. Auf eine diesbezügliche Nachfrage antwortet Johannes mit unzusammenhängenden, kaum nachvollziehbaren Aussagen, in deren Verlauf zweimal sehr unvermittelt das Wort Tod erscheint. Danach folgt eine Episode, die von Nazis und Judenverfolgung handelt, und zwar auf eine Weise, als sei er selbst dabeigewesen:

"Mit dem Tod, das war schon 'ne krasse Sache, irgendwie, nee, wenn ick mich, ja damals zum Beispiel mit dem// wat ick erzählt habe ganz am Anfang mit der, mit den Nazizeit, Judenverfolgung oder sowat, ja, ick bin ja weggerannt, warum? Weil ick nich' sterben wollte, und deshalb bin ick irgendwie weggerannt oder wollte mich verstecken irgendwie, weeiß ick, in'n Schneckenhaus oder so, det war halt diese Angst irgendwo zu sterben und diese diese Angst vor'm Leben, daß du irgendwann stirbst und so, war halt ziemlich krass bei mir so, mit sechs, sieben Jahren, acht Jahren oder so,..."

Bei dem geschilderten Erlebnis handelt es sich um Dokumentarfilme, die Johannes als Kind gesehen hat und die ihm offensichtlich Angst bereiteten. Heute jedoch — und das wiederholt er mehrfach über das gesamte Interview verstreut — habe er keine Angst vorm Sterben. In der Fortsetzung der zitierten Stelle bezieht Johannes dieses "Keine-Angst-vorm-Sterben" kausal auf das "Scheißegalgefühl", das sich in seiner Clique breit gemacht hatte, als er etwa fünfzehn Jahre alt war. Das "Scheißegalgefühl" vermittelt die Nichtigkeit von Leben und Tod, es löst die Todesangst ab. Diese Haltung gewährleistet eine Abgrenzung gegen die überbordenden kindlichen Ängste. Gleichzeitig, sagt er, entwickelte sich aus diesem Gefühl seine Persönlichkeit, es erscheint sogar als Grundlage, daß sich seine Persönlichkeit überhaupt entwickeln konnte.

Im weiteren Verlauf der Erzählung kommt der Begriff der Maske wieder ins Spiel. Scheint anfangs die Maske dazu gedient zu haben, der Umwelt das "wirkliche Eigene" vorzuenthalten, um es zu schützen, wird nun die sich entwickelnde Persönlichkeit zu einer Art Maske. Diese Auffassung findet ihren Ausdruck in einem Satz, den Johannes einmal in einer Schulstunde auf seinen Englischhefter schrieb und den er in beiden Interviews erwähnt: "Die Persönlichkeit ist die Hülle des Seins." Das hieße, die Persönlichkeit ist nicht etwa als das Wesen der Person aufzufassen, sondern als ihr Äußeres, darin verborgen liegend das Sein. Vermutet man, daß die kindliche Angst nicht verschwunden, sondern nur verdeckt ist, dann hätte die Maske zweierlei Ausrichtung und damit zweierlei Funktion. Die Maske diene dann nicht nur als Mittel, das Innenleben vor der Einsichtsmöglichkeit von außen zu schützen, sondern vielmehr noch, die innen lauernde Angst im Zaum zu halten, sie in ihre Schranken zu weisen durch die zu eigen gemachte Gleichgültigkeit.

Ein Verbindungsglied in dem äußerst widersprüchlichen Thema der Masken, der Angst und des Todes könnte Johannes' Lebenstheorie sein. In beiden Interviews schildert er seine Vorstellung, sein Leben wie in einer Zeitschleife immer wieder von vorne zu beginnen. Damit hat er die Todesangst überlistet. Wenn man immer wieder von vorne lebt, ist der Tod tatsächlich nichtig, allein ein Zeichen zum Neuanfang: "Diese Theorie, daß man immer wieder von vorne lebt, hab ick mit sieben oder acht Jahren erfahren, aber ick weeiß auch nich' genau wie, ob ick ähm davon geträumt habe." Mit dieser Bemerkung weist er nochmals auf die Zeit hin, in der die Nazi- und Juden-Episode angesiedelt ist. Und genau diesem Zeitpunkt, dem Alter von sieben oder acht Jahren, rechnet Johannes ein weiteres bedeutungsvolles Ereignis zu. In einer Silvesternacht kommt es zu einem lautstarken Streit zwischen den Eltern über die anfallsartige Alkoholabhängigkeit der Mutter. Dieser Streit ist wohl nur der Höhepunkt von Auseinandersetzungen, die der kleine Johannes hilflos mitansehen mußte. Er beschreibt die Szene, wie er mitten in der Nacht aufwacht, nicht weiß, was er tun soll, und daraufhin zu weinen anfängt. In der weiteren Schilderung und der Wortwahl — das hätte ihn "alles angekotzt" — beginnt bereits die emotionale Distanzierung, die Johannes als Resultat dieser Hilflosigkeit und wohl auch Angst sichtbar werden läßt und an deren Ende er sich als "abgestumpft" bezeichnet. Darüber hinaus spricht Johannes davon, daß er anstelle des Weinens nun den Humor und den Sarkasmus habe — was als weiterer Hinweis darauf genommen werden kann, daß das Sich-lustig-Machen als Mittel der emotionalen Distanzierung dient. Schließlich entwickelt er sogar eine Theorie, wie sein Nachdenken entstanden ist: Er interpretiert es als Trostgedanken, als ein Sich-Abfinden mit der Enttäuschung über die Eltern. Damit wäre auch die ausschweifende Rede und Literarisierung seiner Erfahrungen in den Funktionszusammenhang der Bewältigung kindlicher Angst gerückt. Die Flucht in Phantasie und Fiktion scheint seine Weise zu sein, Bedrohungsängsten zu entgehen.

An dieser Stelle ist es vielleicht sinnvoll zu betrachten, wie vergangene und gegenwärtige Erlebnisse bei Johannes verschmelzen. Das extremste Ereignis zwischen dem ersten und zweiten Interview war für ihn, daß ein Rechtsradikaler ihn wegen seines Aussehens bewußtlos schlug. Dies brachte Johannes völlig aus der Fassung, so daß er von sich selbst sagt, seitdem habe er "die Paranoia". Dieser Vorfall hat erhebliche Auswirkungen auf Johannes' Lebensweise. Er kleidet und frisiert sich nun "ordentlicher" und wagt kaum, sich frei zu bewegen. Die elterliche Wohnung wird zum Ort des Schutzes und zum Gefängnis. Außer für den Schulweg verläßt er sie nur noch in Begleitung. Er lebt in ständiger Furcht, von Rechtsradikalen angefallen zu werden, und phantasiert Sturmtruppen, die zu Hause die Tür eintreten. In diesem Zusammenhang erwähnt er zum ersten Mal die Dokumentarfilme über die nationalsozialistischen Verbrechen, die er als kleines Kind gesehen hat. Wenn er sich bei der Schilderung des Geschlagen-Werdens an die Filme von damals erinnert, so mag dies nicht bloß der historischen Wurzel des Neonazismus geschuldet sein. Vielmehr eint das Gefühl völliger Ohnmacht die Überwältigung durch die Bilder der KZ-Filme und das vergebliche Einreden auf den Rechtsradikalen, damit dieser von seiner Absicht ablasse. Die Hilflosigkeit — und in diesen Kontext gehören auch die erlebten Streitereien der Eltern — scheint bei ihm zu einer Identifikation mit den Opfern geführt zu haben. Dies findet sich sehr deutlich in der Beschreibung seiner Reaktion auf die Dokumentarfilme. Johannes lebt gewissermaßen ein Fluchtverhalten nach, das ihm als einziger Ausweg vor der Bedrohung erschien.

Eine weitere Identifikation deutet sich an, wenn man Johannes Stellung zu den Eltern und zu seiner eigenen Zukunft betrachtet. Die Eltern wurden als Lehrer arbeitslos. Auch wenn wir die genauen Umstände nicht kennen, so vermuten wir doch, daß die Vereinigung der beiden deutschen Staaten der Grund dafür sein könnte. Das hieße, daß ein geschichtlicher Prozeß, der von einzelnen kaum gesteuert werden kann, auf das persönliche Schicksal der Eltern entscheidend eingewirkt hat. Sie können sich als Opfer dieses Prozesses fühlen. Für viele haben gesellschaftliche Umwälzungen den Anschein von Naturkatastrophen — ein Interpretationsschema, das wir bei Johannes wiederfinden. Biologistische Erklärungszusammenhänge und die Kapitulation vor der Zukunft scheinen beide einer identifikatorischen Quelle zu entspringen. Wenn er eigene Verhaltensweisen mit einer genetischen Verbindung mit seinen Eltern begründet, liegt darin nicht nur eine Entschuldigung des eigenen Verhaltens, sondern er entschuldigt seine Eltern gleich mit. Ist aber die Familie derart fest aneinandergekettet, dann scheint das Schicksal des Vaters tatsächlich für den Sohn vorherbestimmt zu sein. Ein Zukunftsplan wird überflüssig, da am Ende ja doch nur das unausweichliche Spießertum herauspringt.

Auch die nachhaltige Lähmung, die sich als Folge des Erlebnisses mit dem Rechtsradikalen zeigt, ist vielleicht nicht ohne die Identifikation mit den Juden und Kommunisten als den Opfern der Nationalsozialisten zu verstehen. Johannes zieht sich genau dorthin zurück, wo er seinen kindlich phantasierten Fluchtort fand. Wenn er von Paranoia spricht, so ist dies keine Redensart. Seinen ganzen Lebensrhythmus gestaltet er sich offenbar nach der Angst, erneut überfallen zu werden. Damit bleibt Johannes der Opferperspektive verhaftet. In dem neuen Vorfall scheint es zu einer Aktualisierung alter Angst gekommen zu sein. Doch ist das elterliche Heim mit sehr ambivalenten Identifikationen belastet. Es bietet keine Lösungsmöglichkeit des Konflikts.

4. Ambivalente Identität — Schlußfolgerungen für die Identitätsdiskussion

In der vorangegangenen Darstellung betrachteten wir Johannes' Weigerung, sich mit seiner eigenen Zukunft auseinanderzusetzen, aus dem Blickwinkel individuell begründeter Konfliktvermeidung. Nun ist aber offensichtlich, daß die Gesellschaft einem planbaren Lebensweg wenig Raum bietet. Schwierigkeiten, sich auf eine konkrete Vorstellung eines Berufslebens festzulegen, werden nicht zuletzt durch die gesellschaftlich akzeptierte hohe Arbeitslosigkeit mit bedingt. Dabei sind die Anforderungen der Gesellschaft an den einzelnen widersprüchlich: er soll beständig und flexibel, zuverlässig und kreativ, eigenständig und angepaßt sein. An dieser Paradoxie drohen viele zu scheitern. Sie gelten dann — wie etwa Johannes — als unentschieden, diffus und wenig verbindlich. Für diese Diagnose stehen nun wahlweise Marcias Diffusionskategorien oder Konzeptualisierungen des "postmodernen Menschen", des "dezentrierten Subjekts", ausgestattet mit "multiplen Identitäten", "Patchwork-Identität" oder einem "multiplen Selbst" zur Verfügung.

Doch trotz des gesellschaftlichen Drucks, der den einzelnen die Spaltung oder Verleugnung ihrer Bestrebungen als Lösung vorgibt, konnten wir bei den von uns interviewten Jugendlichen durchaus die Bemühung feststellen, ihre Selbstkonstruktionen auf ein Ganzes zu beziehen. Wie oben schon bemerkt, war Johannes dabei noch der Uneindeutigste.

Selbstbild und Selbstkonstruktion vollziehen das identitäre Prinzip, das am Aufbau des Selbstgefühls waltet, in gewisser Weise nach. Wir haben Johannes' Selbstdarstellung indirekt zu verstehen versucht, indem wir analysierten, wie er seine Erzählmacht aufrichtet: Er bemächtigt sich des Gesprächsgeschehens wie jemand, der sein Selbst und seine Umwelt beherrschen möchte und dem es gleichwohl nicht gelingt. Die verzweifelte Anstrengung, alles in eine große Erzählung hineinzuholen, alles in einem Atemzug zu sagen, verweist auf den Versuch, ein integriertes Bild von sich selbst zu erschaffen. Denn obgleich Johannes' Geschichten wie Inseln seiner Lebensgeschichte erscheinen, er nicht kontinuierlich einen Verlauf erzählt, sondern um sich wiederholende Thematiken kreist, geht es in diesen oft anekdotisch wirkenden Geschichten immer wieder auch darum, sich selbst rückzuversichern. Wenn er von den Abgründen von Drogensucht und suizidären Phantasien spricht, betont er im selben Moment ausdrücklich, daß er eine zu starke Persönlichkeit hätte, um bis zum letzten sich treiben zu lassen. Es scheint ihm gerade wichtig zu sein, die Kontrolle über seine Regungen zu behalten, was als Gegensatz zu der Überzeugung wirkt, Naturkräften machtlos ausgeliefert zu sein. Sein Wunsch, sich nicht anpassen zu müssen, verschafft ihm durchaus ein kohärentes Selbstbild, auch wenn er gar nicht so unangepaßt lebt, wie er es von sich selbst glaubt und andere glauben machen möchte. Dieser Widerspruch mündet in die resignativ antizipierte Unterwerfung unter die gesellschaftliche Übermacht. Die Ausweglosigkeit, die Johannes phantasiert, deutet sich schon in der starken Dichotomisierung von Anpassung und Aufbegehren im ersten Interview an, an deren Ende er die unterstellte Monotonie des Erwachsenendaseins bereits heraufzuziehen vermeint. Doch Anpassung und Aufbegehren sind ineinander verklammert. Der Vater dient ihm deshalb als Haßobjekt, weil er den (notwendigen) Prozeß der Verleugnung bereits durchschritten hat. Die Tabuisierung von Gegenwart und Zukunft erscheint in diesem Lichte als Versuch der Selbstbewahrung. Die Wendung des Blicks in die Vergangenheit ist auch eine Form von "Heimweh" (Horkheimer & Adorno 1947), "objektive Verzweiflung derer, die sich zum Element gesellschaftlicher Ordnung machen" (S. 95) müssen. Die Rückwärtsgerichtetheit offenbart den Schmerz darüber, daß die eigenen Wünsche so früh an der Außenwelt ihre Grenze finden. "Vielleicht werd' ick ja noch irgendwat Besseret erleben oder so, aber det werd' ick dann erst realisier'n, wenn ick daran vorbeijerauscht bin und dann erst wieder zurückgucke." In diesem Bild ist Johannes dem Benjaminschen Engel verwandt, der der Zeit enthoben ist und mit rückwärtsgerichtetem Blick in die Zukunft geweht wird. An der Stelle des Trümmerbergs stehen die narzißtischen Wünsche, die nichts von ihrer Strahlkraft eingebüßt haben.

Die im ersten Interview vorherrschende Ambivalenz erhält im zweiten eine melancholische Tönung. Der Tod in den Selbstmordphantasien bewahrt noch die narzißtische Vorstellung der ewigen Harmonie; der melancholische Blick zurück fungiert nun als Ersetzung. Der Tod aber erhält damit seinen alten Schrecken zurück — und mit ihm das Leben. Dessen Resultat scheint festzustehen, und es ist für Johannes derart negativ, daß er vor jedem Gedanken daran zu fliehen versucht.

Diese Flucht tendenz offenbart er vor allen stark emotional geprägten Ereignissen und Entwicklungen. Im Falle seines Bruders wird deutlich, wie Johannes innere Widersprüche durch Verleugnung zu beseitigen versucht. Einmal idolisiert, kann der Bruder der Opferidentifikation nicht dienen und soll aus dem Gedächtnis entfernt werden ("Ich habe keinen Bruder mehr"). Daß Johannes ausführlich über ihn spricht,

zeigt das Scheitern der Verleugnung. Die emotionale Distanzierung als ihr wesentlicher Anteil ist ihm jedoch "gelungen". Die an die emotionale Distanzierung anschließende Literarisierung seiner Erfahrungen soll den zerbrochenen Zusammenhang wiederherstellen. Hierin wird die Bemühung kenntlich, eine umfassende Kohärenz zu erzeugen, die Abstand schafft zu den affektiven Gehalten der Verletzungen der Vergangenheit, gleichzeitig aber ein Selbstbild aufrichtet, das alles einholen will, was geschehen ist, und darüber hinaus auch noch all das, was einmal geschehen wird. In der Flucht in die Gedanken versucht sich Johannes als Persönlichkeit zu generieren.

Doch die Affekte lassen sich durch emotionale Distanzierung nicht einfach entledigen. Ihre Abspaltung ist immer auch ein gewaltsamer Vorgang, der unter Aufbietung eines nicht unerheblichen Quantums an psychischer Energie aufrechterhalten werden muß. Die Lähmung, die dem Erlebnis mit dem Rechtsradikalen folgte, läßt diese Gewalt erkennbar werden. Ohnmacht sedimentiert sich als wiederkehrende Erfahrung in der Gegenwart und verschmilzt mit archaischen Ängsten. Doch bietet Unterwerfung, die die Angst heraufbeschwört, zugleich Entlastung. Die Vorstellung, so wie der abgelehnte Vater werden zu müssen, besitzt etwas Ersparendes. In Johannes' biologistischen Erklärungsmetaphern kehrt wieder, was die Gesellschaft als naturhaft an sich selbst erachtet, der sogenannte Sachzwang.

Der einzelne kann die Widersprüche, die der Konfrontation seiner Bedürfnisse mit den in sich disparaten Anforderungen der Gesellschaft entspringen, nicht für sich lösen. Will oder kann er die dadurch entstehenden Ambivalenzen nicht ertragen, so vermag er ihnen scheinbar zu entgehen durch Leugnung seiner Triebansprüche oder durch Anpassung an die Umwelt. Erspart sich das Ich durch Anpassung Energie, so werden damit allerdings die gesellschaftlichen Konflikte ins Ich selbst eingebracht. Paul Parin und Goldy Parin-Matthèy (1978, vgl. auch Parin 1977) sprechen in diesem Zusammenhang von einer ichsyntonen Ichspaltung. Sie ist Ergebnis von Rollenidentifikationen, die ein schwaches Ich vorschnell einging. Das Ich wird korrumpiert, gerade weil es die Instanz erwünschter Autonomie ist. Seine Anpassung versetzt die Gesellschaft in die Lage, das Individuum von innen her zu manipulieren. Für Horkheimer (1947, S. 99) macht die "Eilfertigkeit, mit der man sich fügt", die neue Qualität der Anpassung aus. Ihre Geschwindigkeit steigert sich bis zur reflexhaften Widerspiegelung objektiver Züge (Adorno 1955). Vermittelnde Instanzen gehen verloren. "Die Automatisierung (des Ichs T.D. & G.M.) erspart den Aufwand einer nicht mehr zu leistenden Autonomie." (Parin & Parin-Matthèy 1978, S. 133) Dagegen kann nur ein starkes Ich den gesellschaftlichen Normierungsversuchen Einhalt gebieten. Bei Parin gibt es Identität nur unter erheblichen Spannungszuständen, und die Paradoxie des Identitätsbegriffs scheint darin auf, daß sie genau auf den Identifikationen aufbaut, vor denen sie einen später bewahren soll.

Dieser Widerspruch verweist auf den Zusammenhang zwischen der "inneren", auf strukturellem Niveau angesiedelten Identität und der Identifizierung mit Teilen der Außenwelt. Mit Recht wird — in Teilen auch von Keupp — die allerorten aufflammende "Identitätspolitik" kritisiert. Hierunter zählen Versuche, an eine nationale Identität anzuknüpfen, wie dies während des Historikerstreits in den achtziger Jahren oder der Vereinigung der beiden deutschen Staaten der Fall war und nun rechtsradikale Gesinnung trägt, aber auch Strategien von Minderheitengruppen, die sich von einer stabilen Gruppenidentität Zusammenhalt und Durchsetzbarkeit ihrer Forderungen

versprechen. Die Identifizierung mit Gruppen und ihren Werthaltungen wird von Erikson als wesentlicher Bestandteil gelingender Identität angesehen und Bohleber (1992) bekräftigt dies. Wo aber liegt nun die Grenze zwischen notwendigen Identifizierungen mit anderen und falscher Identität, die im Identitätszwang mündet? Für die Psychoanalyse ist die Identifizierung Ausgangspunkt erster Gefühlsbindungen an eine andere Person. Erst die reifere Form der Objektwahl vermag diesen Mechanismus zu überwinden, Identifizierung erscheint von dieser Fähigkeit aus gesehen als Regression. Tragen frühe Identifizierungen zu einer Ausdifferenzierung der psychischen Struktur bei, so gehen spätere mit einer Schwächung des Ichs einher, mit einer Einschränkung seiner Flexibilität. Gerade ein schwaches Ich, verstärkt durch eine Krisensituation, zeigt am ehesten Bereitschaft, jene Identitäten einzugehen, die aus heterogenen Gruppen einheitliche Gebilde machen sollen. Freud (1921) beschreibt diesen Prozeß als Vorgang, in dem die Individuen das Objekt (bei Freud der Führer; es kann aber auch die Gruppe oder Gruppenidee dafür eingesetzt werden) an die Stelle ihres Ichideals setzen und sich untereinander in ihrem Ich identifizieren. Parin (1977) bezeichnet dies als "Clangewissen", dessen wesentliches Merkmal die Veräußerlichung innerer Funktionen zum Zwecke der Erhaltung des Ichs ist. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die ersten Identifizierungen höchst ambivalent waren. Die Veräußerlichung ermöglicht auch die Abwehr der in der Krise wiedergekehrten Ambivalenz.

Genau diese Externalisierung oder Delegation eigener Anteile markiert den Unterschied, ob eine Gruppenidentifikation der notwendigen Vergewisserung eigener Identität oder der äußeren Abstützung eines schwachen Ichs dient. Entlastung bieten identitäre Gemeinschaften oder identifikatorische Anpassungsmechanismen an gesellschaftliche Erwartungen gleichermaßen. Die inneren und äußeren Bezugspunkte der Identität befinden sich also in einem Entsprechungsverhältnis.

Auch wenn die Grenzen zwischen Adoleszenz und Erwachsensein zunehmend verschwinden, was der Reifungskrise ihre Finalität nimmt, kann Johannes' Geschichte auch als ein Aufbäumen vor der gesellschaftlichen Zurichtung gelesen werden. In ihr fließen die individuelle Lebenserfahrung und der gesellschaftliche Druck ineinander. Die in der Literatur oft beschriebenen Turbulenzen der Pubertät treten in Johannes' Schilderungen geradezu plastisch zutage. Die hierbei deutlich werdenden Ambivalenzen sind noch unreif, erst eine "Deidealisierung von Selbst und Objekt" (Blos 1979, zit. nach Bohleber 1996, S. 24) könnte in eine Entwicklung reiferer Formen der Ambivalenz münden. Doch die Integration all dieser Wünsche, Energien und Bestrebungen scheint bislang nicht gelungen. Verlässlichere Beziehungen, die sich bis zum zweiten Interview herausgebildet hatten, werden mit einem melancholisch zurückgewandten Blick erkaufte. Allein ihre Dauerhaftigkeit und Verbindlichkeit tragen schon die befürchtete Monotonie, letztlich den Tod, in sich. Das Paradoxon der Selbstaufgabe im Dienste des Selbsterhalts kommt hier schon zur Geltung. Doch in dem Wunsch, anders leben zu wollen, ohne einen Ansatzpunkt zu finden, der einer Verwirklichung des Zieles dienen könnte, hält Johannes den Anspruch einer inneren Einheit aufrecht. Daß er daran bislang scheiterte, spricht nicht etwa für "postmoderne" Konzepte. Daß er sein Anders-sein-Wollen mittlerweile nahezu aufgegeben hat, trägt die Züge eines individuellen Kampfes. Er weiß, daß Anders-Sein bestraft wird, doch begibt sich seine resignative Haltung der Möglichkeit, Gestaltungsspielräume auszuloten. Mit dieser Haltung bleibt er der eine Ganze, er wird nicht zum "Fragmentierten" oder "Multiplen". Da dieses Ringen um ein einheitliches Selbstbild

erkennbar ist, halten wir es nicht für sinnvoll, das Subjekt als aufgesprengt in fröhliche Partikel zu betrachten.

Die mit der "Postmoderne" kokettierenden Konzepte sehen über die Bemühung des einzelnen, sich als Einheit zu erschaffen, hinweg und starren auf das Ergebnis. Indem sie seine widerstreitenden Anteile, deren Zusammenhalt er nicht gewährleisten kann, nicht mehr dem Scheitern daran zuzurechnen vermögen, werden sie unempfänglich für das Leiden, das in der Anpassung steckt. Doch selbst noch im Ohnmachtsgefühl steckt der Versuch der Selbstbewahrung.

Keupps Betrachtungsweise ist eine der radikalen Jetztzeitigkeit. Sie läuft Gefahr, biographische Muster und damit den individuellen Erfahrungshorizont der je einzelnen zugunsten einer vorschnellen, letzten Endes soziologischen Kategorisierung abzuschneiden. In ihr drohen die Individuen ihrer Geschichte und Subjektivität beraubt und zu Exemplaren eines gesellschaftlich erzeugten Typus gestempelt zu werden. Weiter noch wird die Übermacht des Allgemeinen positiv gewendet, anstatt den Zwang zur Unbewußtmachung des Nicht-Identischen aufzuzeigen. Mit der Identitätsmultiplizierung wird wider besseres Wissen unterstellt, daß es diesen Zwang nicht gäbe und daß das Nicht-Identische endlich zur Geltung komme. Doch ist nicht eine Phase der Freiheit angebrochen, die es den einzelnen erlaubt, sich nach ihrem Gusto in der Gesellschaft einzurichten. Die Partikularismen sind in erster Linie ein Abdruck der zunehmend in der Gesellschaft sich durchsetzenden Einzelinteressen, die Ambivalenz wird den Individuen durch die widersprüchlichen gesellschaftlichen Anforderungen eingeprägt. Doch läßt sich aus einem sinnlosen Ganzen schwerlich ein sinnvolles Partikulares gewinnen. So scheint sich ausgerechnet Eriksons Harmoniebedürfnis in den neueren Identitätskonzepten durchzusetzen. Die Störungen sind über all den Projekten, Perspektiven und des Managens aus dem Blickfeld geraten.

Freilich wird betont, daß der "Patchworker" für sein glückliches Gelingen gewisse Ressourcen psychischer, ökonomischer und sozialer Art benötigt (Keupp 1988, S. 436; 1997, S. 19). Daß die wenigsten darüber verfügen, läßt das Modell zwar unangetastet, führt allerdings zu fortschreitendem Pessimismus. Ein Konzept aber, das sich vorwiegend an gutgemeinten Wünschen orientiert, stellt kaum ein geeignetes Instrument dar, alltägliche Zerwürfnisse zu erfassen. Es führt eher die Substanzlosigkeit bloßer Anpassungsstrategien fort, wo doch gerade die auffindbaren Versuche kenntlich gemacht werden müßten, gegen jede vorgebliche Rationalität eine Subjektivität zu erreichen, die ihren inhärenten Widersprüchen nicht erliegt.

Identität, die sich jenseits des Starrsinns oder reflexartiger Anpassung behaupten will, ist wohl nur als ambivalente zu haben und muß als solche ertragen werden. Die Preisgabe der Vorstellung einer notwendigen Integration in sich selbst widersprüchlicher Selbstbedürfnisse, Triebwünsche und Umwelterfordernisse entsetzt das Individuum seines Orientierungspunktes, an dem sein Denken und sein Handeln, sowohl für es selbst als auch für den Betrachter, überhaupt nur zu bemessen wäre.

Literatur

Adorno, Theodor .W. (1955). Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In: Theodor W. Adorno, Soziologische Schriften I (S. 42-85). Frankfurt (1979).

Adorno, Theodor .W. (1966). Negative Dialektik. Frankfurt (1975).

Beck, Ulrich. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine neue Moderne. Frankfurt/M.

Bernfeld, Siegfried (1923). Über die typische Form der männlichen Pubertät. In Siegfried Bernfeld (1971), Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften (herausgegeben von Lutz von Werder & Reinhart Wolff) Bd.3 (S. 750-767). Frankfurt/M.

Blos, Peter. (1979). The Adolescent Passage. Developmental Issues. New York.

Bohleber, Werner. (1992). Identität und Selbst. Die Bedeutung der neueren Entwicklungsforschung für die psychoanalytische Theorie des Selbst. *Psyche*, 46, S. 336-365.

Bohleber, Werner. (1996). Einführung in die psychoanalytische Adoleszenzforschung. In: Werner Bohleber (Hrsg.), Adoleszenz und Identität (S. 7-40). Stuttgart.

Erdheim, Mario. (1984). Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß. Frankfurt/M.

Erdheim, Mario. (1993). Psychoanalyse, Adoleszenz und Nachträglichkeit. *Psyche*, 47, S. 934-950.

Erikson, Erik H. (1950). Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit. In: Erik H. Erikson, Identität und Lebenszyklus (S. 55-122). Frankfurt/M. (1973).

Erikson, Erik H. (1956). Das Problem der Ich-Identität. In: Erik H. Erikson, Identität und Lebenszyklus (S. 123-212). Frankfurt/M. (1973).

Freud, Sigmund. (1899). Über Deckerinnerungen, GW I (S. 529-554). London.

Freud, Sigmund. (1921). Massenpsychologie und Ich-Analyse, GW XIII (S. 71-162). London.

Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm .L. (1967). The discovery of grounded theory. New York.

Horkheimer, Max. (1947) Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. Frankfurt/M. (1985).

Horkheimer, Max & Adorno, Theodor W. (1947). Dialektik der Aufklärung. Frankfurt/M. (1971).

Jaeggi, Eva; Fass, Angelika & Mruck, Katja. (1998). Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten. Forschungsbericht aus der Abteilung für Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin, Nr 98-2.

Keupp, Heiner. (1988). Auf dem Weg zur Patchwork-Identität. *Verhaltenstherapie & Psychosoziale Praxis*. Mitteilungen der dgvt, 4/88, S. 425–438.

Keupp, Heiner. (1993). Grundzüge einer reflexiven Sozialpsychologie. Postmoderne Perspektiven. In: Heiner Keupp (Hrsg.), Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie (S. 226-274). Frankfurt/M.

Keupp, Heiner. (1997). Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: Heiner Keupp & Renate Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 11-39). Frankfurt/M.

Kraus, Wolfgang. (1996). Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Pfaffenweiler.

Kraus, Wolfgang & Mitzscherlich, Beate (1995). Identitätsdiffusion als kulturelle Anpassungsleistung. Erste Ergebnisse zu Veränderungen der Identitätsentwicklung. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 42, S. 65-72.

Marcia, James E. (1966) Development and validation of ego identity status. *Journal of Personality and Social Psychology*, 3, S. 551-558.

Marcia, James E. (1980). Identity in adolescence. In Joseph Adelson (Hrsg.), *Handbook of adolescent psychology* (S. 159-187). New York: Wiley.

Marcia, James E. (1989). Identity diffusion differentiated. In: M.A. Luszcz & T. Nettelbeck (Hrsg.), *Psychological development across the life-span* (S. 289-295). North-Holland.

Mruck, Katja & Mey, Günter. (1998). Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozeß biographischer Materialien - zum Konzept einer "Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In Gerd Jüttemann & Hans Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften* (S. 284-306). Weinheim.

Parin, Paul. (1977). Das Ich und die Anpassungsmechanismen. In: Paul Parin, *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopschoanalytische Studien* (S. 78-111). Hamburg (1992).

Parin, Paul & Parin-Matthèy, Goldy. (1978). Der Widerspruch im Subjekt. Die Anpassungsmechanismen des Ich und die Psychoanalyse gesellschaftlicher Prozesse. In: Paul Parin, *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopschoanalytische Studien* (S. 112-133). Hamburg (1992).

Schütze, Fritz. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13, S. 283-293.

Straub, Jürgen. (1991). Identitätstheorie im Übergang? Über Identitätsforschung, den Begriff der Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskursen. *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau*, 23, S. 49-71.

Straus, Florian & Höfer, Renate. (1997). Entwicklungslinien alltäglicher Identitätsarbeit. In: Heiner Keupp & Renate Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 270-307). Frankfurt/M.

Witzel, Andreas. (1985). Das problemzentrierte Interview. In: Gerd Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundlagen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S.227-255). Weinheim.

Darmstädter, Tim & Mey, Günter (1998). Identität im Selbstwiderspruch oder "Die Schizophrenie des Lebens". *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 22(4), 65-94.

zu den Autoren:

Günter Mey, Diplom-Psychologe; dokumentarische Filmarbeiten zu jugendkulturellen Lebensorten und Lebensstilen; Mitarbeit in Forschungsprojekten zur Jugendentwicklung, Jugendarbeitslosigkeit, Lebenswelten von Kindern; z.Z. tätig als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachgebiet Entwicklungspsychologie an der Technischen Universität Berlin; Forschungsschwerpunkte: qualitative Methodologie und Methoden, sozialwissenschaftliche Adoleszenzforschung, ökologische Psychologie
e-mail: mey@qualitative-forschung.de

Tim Darmstädter, Literaturwissenschaftler (MA), journalistische und wissenschaftliche Arbeiten vor allem zum Thema der Verarbeitungsweisen nationalsozialistischer Verbrechen in Literatur und Film; Studium der Psychologie in Frankfurt/M. und an der TU Berlin mit Schwerpunkt Klinischer Psychologie.